



Rezension der Publikation: Marcin Zaremba, *Die große Angst. Polen 1944–1947: Leben im Ausnahmezustand*, Paderborn: Ferdinand Schönigh 2016, ISBN 978-3-506-78093-5

Rezension von: Friedrich Cain

Redaktionell betreut von: Jonas Grygier

Erscheinungsdatum: 02.01.2018

DOI: 10.11584/opus4-868

Es ist ein faszinierendes Buch, das Marcin Zaremba im Jahr 2012 in polnischer Sprache publiziert hat und das nun in deutscher Übersetzung vorliegt. Sicher ist: Die große Resonanz, die *Die große Angst* erfahren hat, kam nicht von ungefähr und die vielfachen Auszeichnungen zurecht. Und um auch dies vorwegzunehmen: Auf die Frage, was diese *Große Angst* genau sei, die in Polen zum Ende und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg geherrscht habe, wird der Text keine einfache Antwort liefern. Er ließe sich jedoch als sozialpsychologisch informierte Emotionsgeschichte bezeichnen, die den Raum untersucht, in dem sich zwischen 1944 und 1947 die polnische Gesellschaft reorganisierte. Es ist die Offenheit des titelgebenden Begriffs, der die Studie zu einem wichtigen Bezugspunkt in den Debatten über die Nachkriegszeit in Polen macht, die sowohl wissenschaftlich als auch publizistisch geführt wird.

Zaremba fasst seinen Begriff der *Großen Angst* nicht als Summe einzelner Teile, die sich nach und nach durchdeklinieren ließen, sondern präsentiert ein komplexes Gemenge von Beobachtungen, Meinungen und Berichten aus der Mitte der 1940er-Jahre, das er jedoch gekonnt sortiert. Es gehe darum zu verstehen, heißt es eingangs (S. 16), und nicht um Rechtfertigung oder die Destillation von Kausalregressen. Zarembas Buch lässt sich wie eine Reportage lesen, was durchaus kein Versehen ist, sondern Konsequenz der doppelten Selbstbeschreibung des Autors als Soziologe und Historiker zu sein scheint (S. 26).

Angelpunkt der Studie ist das, was der Autor als „Lebensstil des Krieges“ zusammenfasst (z. B. S. 93). Dabei legt er seiner Beschreibung der traumatisierten Nachkriegsgesellschaft ein großes Arsenal gesellschaftlicher, kultureller und politischer Faktoren zu Grunde. Als Quellen des Traumas führt er die Allgegenwart des Todes, Armut, soziale Desintegration und Atomisierung, den Zerfall gesellschaftlicher Institutionen und damit verbunden die Deformation gesellschaftlicher Hierarchien an, die verschiedene soziale Symptome hervorbrachten und tiefgreifende kulturelle Folgen zeitigten: Aggression, Alkoholismus, wachsende Religiosität, Verbreitung magischen Denkens, Dimorphismus von Werten, Zynismus, Gleichgültigkeit und eine Kultur der Manipulation. Gesellschaft musste neu gestaltet werden, familiäres Leben verdichtete sich durch Umzug und Wohnungsmangel, das Nationale wurde neu formiert und abgeschlossen, was auch antisemitische und antikommunistische Ressentiments aufleben ließ.

Der „Lebensstil des Krieges“ prägte die psychosoziale Situation nach dem Ende des Krieges – in einem Land, dessen Bevölkerung sich nach fast sechs Jahren wechselnder Besatzungen (erneut) an neue Grenzen gewöhnen musste und die zukünftige geopolitische Ausrichtung ahnte, sich deren Endgültigkeit aber nicht sicher war. Der Krieg war vorbei und dennoch währte nicht alleine Freude. „Am Anfang war das Chaos“, behauptet folgerichtig der Kapiteltitle, der den analytischen Hauptteil der Studie einleitet. Besagter Anfang wird nicht enger eingegrenzt, sondern geht in dem Chaos auf, das Krieg, Okkupation und (sogenannte) Nachkriegszeit nicht trennscharf auseinanderhalten lässt. In diesem Chaos, in dem nur allmählich Übersicht erlangt wurde, waren die Versuche, Ordnung zu stiften, ubiquitär und wurden in der Bevölkerung gerne aufgenommen: Zaremba nähert sich dieser Orientierung heischenden Gesellschaft in einer fast ethnographischen Beschreibung an. Diese identifiziert Marktplätze, provisorische Ämter, Morgen- und Abendausgaben der Zeitungen oder das Hörensagen als Träger von Unsicherheit und Hoffnung, die sich zur *Großen Angst* vermengten. Dem behutsam vorgehenden Autor gelingt es, Situationen zu rekonstruieren, in denen sich Gerüchte verbreiteten und punktuell zu (Gewalt-)Handlungen verdichteten, ohne daraus schematische Muster zu rekonstruieren.

Zaremba zeichnet ein umfassendes Panorama der Sorgen einer Bevölkerung, die am Ende des Krieges begann, in der politischen und gesellschaftlichen Unsicherheit Stabilität zu suchen. Nicht überall schien Anlass für Siegesfeiern zu bestehen, denn ständig war Gefahr (körperlich, politisch, militärisch usw.) zu erwarten. Allerorts waren Gerüchte und Berichte über die Willkür und Gewalt alkoholierter Rotarmisten zu hören. Für Wiederaufbau und Sicherheit waren oft unerfahrene Kräfte zuständig, die die ehemaligen Funktionselementen ersetzten, die während Krieg und Besatzung stark dezimiert worden waren. Deserteure, Invaliden und Demobilisierte mussten in einer zerrütteten Ordnung Platz finden. Der Untergrund war „arbeitslos“, sofern er sich nicht gegen die sowjetische Herrschaft auflehnte.

Veteranen regulärer und geheimer Verbände fühlten sich nicht gewürdigt und wurden weiter demoralisiert. Arbeitslosigkeit, Spekulation und Bettelei waren genauso an der Tagesordnung wie spontane Plünderungen und professionelles Banditentum. Im ganzen Land waren Städte und Infrastrukturen zerstört, die alten Verteidigungslinien blieben noch für Jahre gefährliche Minenfelder. All diese Faktoren waren ständig präsent, sie beeinflussten das Handeln und Denken und vermischten sich so zur *Großen Angst*. Zaremba beschreibt diese Angst als umfassend, aber keineswegs als abstrakt. Sie hatte fast immer einen Ort, an dem sie sich verdichtete – öffentliche Plätze, Straßen, der Schwarzmarkt – und in Exzesse ausuferte, unter anderem in antijüdische Pogrome. Der Autor argumentiert hier zugleich gegen und mit Jan T. Gross. Er versucht dabei nicht zu relativieren, sondern den deutlich identifizierbaren Antisemitismus in das Panorama der Angst einzubauen, um den Ausbruch kollektiver Gewaltakte umfassend zu kontextualisieren und als eine „letzte Etappe des Holocaust“ (S. 475) zu untersuchen – ein ambitioniertes Projekt.

Dass historisches Chaos und begriffliche Offenheit die Lektüre nicht vollends unmöglich machen, liegt dabei an den zwei großen Stärken des fast 600 Seiten füllenden Textes: Abseits der interessanten Forschungsfrage sind dies Form und Stil. Der Autor weiß zu erzählen und es gelingt ihm, sein umfassendes Material zu einer eingängigen Erzählung zu verflechten. Zaremba betreibt hierfür einen immensen Aufwand und räumt den Quellen sehr viel Platz ein, was den Text ungemein plastisch macht. Er entwickelt die Studie auf Grundlage einer großen Zahl von Aussagen, die aus Tagebüchern und Briefen stammen, aus Berichten von Milizeinheiten, Zensurbehörden (kassierte Korrespondenz) und anderen Dienststellen, aus Erinnerungen sowie der zeitgenössischen Presse. Zarembas Montagen erinnern an Schnittsequenzen eines Dokumentarfilms, in denen er mehrere Quellen hintereinander schaltet, um sie schließlich analytisch zu rahmen. So gelingt es ihm, die oft nur zwischen den Zeilen formulierten und selten explizit reflektierten Emotionen seiner Zeugen herauszuparieren und zu Befunden zu bündeln.

Bisweilen verirrt sich die Lektüre jedoch in der Masse des Materials, und wer nicht mit der Geographie der polnischen Provinz vertraut ist, verliert sich schnell in den häufig wechselnden Ortsangaben, weshalb eine Karte ab und an hilfreich wäre. Der lokale Index bleibt jedoch letztlich nebensächlich, denn in der schier Masse der zitierten Orte zeigt sich die räumliche Kontingenz der Aussagen, und darum geht es schließlich: die *Große Angst*, so ja die These, hatte keinen Ort und keine Zeit, sondern war potenziell immer und überall anzutreffen, stets dynamisch, mal mehr, mal weniger verdichtet (z. B. S. 374, 484). Ohne wissenschaftliche Distanz zu verlieren, werden lange Passagen der Studie zu einer umfassend informierten, historisch-dokumentarischen Reportage. In diesem Stil hat Zaremba einen Weg gefunden, die Ambiguität der Situation zu fassen, in der Krieg eben nicht einfach von Frieden abgelöst wurde, sondern sich in einem wandelbaren „Lebensstil des Krieges“ mit allen seinen Begleitumständen weiter auswirkte. Es ist dem Autor gelungen, diese Atmosphäre zu beschreiben, die sich kaum anhand herkömmlicher Quellen beweisen ließe.

Die Analyse ist dann am stärksten, wenn Zaremba eine Zwischenebene in seinen Text einführt, auf der er die kompilierten Quellenabschnitte mit zeitgenössischen Interpretationen kontrastiert. So übernimmt er den Terminus des „entbehrlichen Menschen“, den der Soziologe Stefan Czarnowski in den 1930er-Jahren geprägt hatte (S. 153) und der binnen zweier Dekaden in verschiedenen Spielarten Ausprägung fand (vgl. S. 153, 173-178). Als weiteres Beispiel sei eine „Unsicherheit des Morgens“ genannt, die Zaremba als Begriff jener Zeit zitiert (S. 360). Auf diese Weise entwickelt er ein starkes und extrem dichtes analytisches Vokabular aus den Quellen heraus, das die *Große Angst* zu beschreiben hilft. So gelingt es, die emotionshistorischen und sozialpsychologischen Schlüsse vor Anachronismus zu schützen. Sehr leserfreundlich ist, dass die Persönlichkeit des Autors im Text sehr stark zu Tage tritt („Ich glaube, dass...“), um Thesen oder Gedankenexperimente zu markieren.

Etwas unbefriedigend ist die Analyse dort, wo diese Zwischenebene mit Theoriezeugen gefüllt wird, deren historische und systematische Bezüge sich bisweilen nicht selbst erklären (vgl. S. 291 f., 437). Als Thesen oder interdisziplinäre Anschlussstellen gelesen, können diese Abschnitte aber Anknüpfungspunkte bieten. Seltsam mutet es an, wenn Zaremba Figuren, die er zuvor behutsam in bildungsferne Milieus eingebettet hat, regelrecht vorwirft, „unsoziologisch“ gedacht zu haben und ihnen „zivilisatorische Regression“ attestiert (etwa S. 200, 486, 489). Der Versuch, dies mit zeitgenössischen sozialpsychologischen Studien zu belegen, die in wenig gebildeten Gruppen geringe „critical ability“ diagnostiziert hatten, scheint wissenschaftshistorisch fraglich (vgl. S. 428, 482). All dies mindert jedoch nicht den großen Wert der Studie.

Alle bisherige Aufmerksamkeit ist diesem Buch zurecht zuteil geworden. Es wird auch in Zukunft vielfältiger Bezugspunkt sein, wenn über das Ende des Zweiten Weltkriegs (in Polen) und die Zeit darum herum gesprochen wird. Die Studie hilft, zwischen Emotionsgeschichte, Kulturgeschichte und Sozialgeschichte zu vermitteln. Unbedingt sollte sie in gesellschaftlichen Diskussionen Rücksicht finden, als Mahnung zur Komplexität. Ferner ist sie an vielen Stellen Vorbild für historisches Denken und Schreiben und sollte unbedingt gelesen werden. Dank der fließenden Übersetzung von Sandra Ewers ist es nun auch einem breiteren, deutschsprachigen Publikum zugänglich.

Diese Rezension erschien ursprünglich auf www.pol-int.org.